No. 26 Neue Gartenlaube. 1893

Beilage zum „Danziger Courier".

Zwei Rosen.

[13] Ein Blumenmärchen von Hans Berthold.

Der Azur des wolkenlosen Himmels färbte sich dunkler und dunkler. Die Nacht breitete ihre schwarzen duftigen Schleier über die schlaftrunkene Erde und blitzend und glitzernd erschienen die Sterne am weiten Himmelsdom, als Gefolge des Mondes, des Wächters der Nacht. Er war auch schon aufgegangen, der liebe Mond, in seiner eigenartigen Schönheit und seine silbernen Strahlen beleuchteten einen Park mit einem altertümlichen Schloß und gar prächtigen Blumen. Ein leichter Zephyr strich über die Blumen und machte sie erzittern in süßem Schauer — denn der Zephyr war ein kecker Geselle und küßte eine nach der andern. Nur eine Blume erbebte unter seinem Kusse nicht, oder doch nur so leicht, daß man es nicht merken konnte. Es war dies eine Rose von solcher Pracht, wie keine zweite im Garten zu finden war. — Schon fast ganz erblüht, entströmte ihr ein so süßer Duft, daß er alle andern Blumen mit neidloser Bewunderung erfüllte.

Nur eine Blume wurde gelb vor Bosheit: das Stiefmütterchen — während es die stolze Lilie gar nicht der Mühe wert zu finden schien, der herrlichen Rose irgend welche Beachtung zu schenken. Der Rittersporn, welcher in einiger Entfernung von der Rose stand, rief seufzend: „Wie gern hätte ich der Herrlichen meine Dienste angeboten und gewidmet — wenn ich ihr nur etwas „näher" stände." — Eine Königskerze sagte: „Oh, die Rose wäre würdig am Busen einer Königin bei ihrer Krönung zu ruhen. Sie ist ja selbst eine Königin, so schön, aber doch so stolz." — Der Türkenbund aber sprach: „Beim Barte des Propheten, sie ist würdig, als schönste im Garten des Sultans zu glänzen und mit ihrem Duft den Beherrscher der Gläubigen zu erfreuen."



Jules Ferry.

So wußte jede der Blumen etwas Schmeichelhaftes über die Rose und alle waren einig, daß sie die schönste Blume im Garten sei. Die Rose aber stand stolz da und ruhig und hörte auf die Lobsprüche, welche die andern Blumen ihr zollten, ohne sich zu bewegen. Sie nahm dies alles gleichgiltig hin, denn sie war ja von ihrer Schönheit so überzeugt, daß sie einer Bestätigung von andrer Seite gar nicht bedurfte.

Träumerisch dachte sie nach, was wohl ihr Schicksal sein würde, als plötzlich zwei menschliche Gestalten sich dem Platz näherten, wo sie stand. Die eine war ein Mädchen von berückender Schönheit, mit schwarzen Haaren und dunkeln, brennenden Augen. Neben ihr schritt ein junger Mann, dessen Züge den Stempel tiefster Traurigkeit trugen.

„Jetzt, lieber Kurt," rief das Mädchen, die ältere Tochter des Schloßbesitzers Grafen Hohenburg, „jetzt helfen Sie mir eine schöne Blume suchen, ich will heute schön sein, sehr schön," setzte sie mit blitzenden Augen hinzu, „es kommt heute der Prinz Waldemar und — ah, diese schöne Rose!" rief sie, sich plötzlich unterbrechend, aus und im selben Augenblick brach sie auch die prächtige Blume vom Stengel und steckte sich dieselbe ins Haar.

Kurt von Klingen, ein Vetter der jungen Dame, war bei den ersten Worten derselben sehr blaß geworden, hatte sich jedoch bald wieder gefaßt und rief jetzt im Tone aufrichtigster Bewunderung: „Mary, Sie sind doch das schönste Weib der Erde."

Mary lächelte ein wenig bei diesen Worten und sagte: „Finden Sie das wirklich, Kurt? Das freut mich, denn ich will — ich muß es sein, wenn auch nur für den heutigen Abend."

Kurt erbleichte und seine Stimme zitterte als er sprach:

„Ich weiß, Mary, warum Sie heut schön sein wollen — aber was soll aus mir werden? Mary, haben Sie denn kein Herz? Sie wissen doch, wie sehr ich Sie liebe, Sie haben mich durch Ihr Benehmen Gegenliebe hoffen lassen und — jetzt so kalt? Sagen Sie," fuhr er im Ton gesteigerter Leidenschaft fort, „sagen Sie mir, was ich gethan habe, daß Sie mich so leiden lassen!"

„Nichts," rief Komtesse Mary, „aber Sie sind kein Prinz, und jetzt leben Sie wohl, ich muß mich umkleiden."

Sprach's und eilte auf das Schloß zu, während ihr Kurt mit langsamen Schritten folgte. —

Nachdem die beiden Gestalten verschwunden waren, ging wieder ein Flüsterton durch die Blumen. Sie besprachen das Schicksal der schönen Rose. „Ich hab' es ja gesagt," rief die Königskerze frohlockend, „sie wird noch zu großen Ehren kommen. Seht, das Mädchen, welches die Rose gepflückt, wird gewiß den Prinzen heiraten und dann wird es eine Fürstin. Die Rose hat dann dazu beigetragen und die schöne Gräfin wird ihrer gewiß nicht vergessen; sie wird die Rose behalten und in eines jener kostbaren Kästchen legen, in welchen die Menschenkinder ihre Erinnerungen aufbewahren." Die andern Blumen stimmten der Königskerze bei und meinten, daß ihnen allen gewiß kein so schönes Los bevorstehe.

Dieser Meinung war auch ein Strauch von einfachen Heckenrosen, welcher an die Schloßmauer gelehnt stand und von den immergrünen Blättern eines bis zu den Schloßfenstern sich hinaufrankenden Epheus fast ganz verdeckt war. Er war ein Waldkind, dieser Rosenstrauch. Der Epheu hatte nämlich einmal den Wind gebeten, er möge ihm eine Gesellschaft geben, er fühle sich so einsam. Da hatte der gute Wind den Rosensamen gebracht und ihn gerade unter den Epheu gepflanzt. Dieser nahm nun die zarten Keime in seinen Schutz, indem er sie durch seine Blätter, welche er um sie herumrankte, vor ungünstigem Wetter schützte — und die Rosen gediehen prächtig. Der Strauch war deshalb dem Epheu auch sehr zugethan — und erfreute den Alten durch den Duft und und das süße Geplauder seiner Kinder, der Rosen.

Doch sollte die Freude nicht lange währen; denn aus dem Schlosse kam jetzt ein junges Mädchen, wie eine Elfe so lieblich und zart anzusehen. Ihre prächtigen blauen Augen schienen etwas zu suchen und als sie sich dem Platz näherte, wo die schöne Rose gestanden, rief sie: „Ach, ich dachte es mir, daß Mary, meine stolze Schwester, sich diese Rose pflücken würde. Sie passen auch ganz zusammen. Aber jetzt muß ich für mich Blumen suchen." Da fiel ihr Blick auf den einfachen Rosenstrauch, und mit den Worten: „O, wie lieblich!" ging sie daran, die einzelnen Blüten zu pflücken und zu einem Kranz zu vereinigen. Dieser Kranz — dachte sie — würde zu einem Rosakleid ganz herrlich passen, und als sie mit ihrer Arbeit fertig, eilte sie wieder ins Schloß zurück.

Als sie fort war, sprach der Strauch zum Epheu: „Sieh, das Menschenkind hat mir alle meine Kinder geraubt, meine und Deine Freude. Doch es ist ja unser Schicksal, den Menschen zur Zierde zu dienen und zu sterben für sie. Lieber Epheu, Du ragst doch bis zum Fenster hinauf; ich bitte Dich, sieh ins Schloß hinein und berichte mir, was mit meinen Kindern geschieht. Auch möchte ich gern wissen, wie es meiner stolzen Schwester, der prächtigen Rose, ergeht."

Der Epheu sagte dies zu und guckte beim Fenster ins Schloß hinein. Er sah einen prächtigen Saal, in welchem schön geputzte Herren und Damen gingen, er hörte rauschende Musik, nach dessen Klängen sich die Gäste in fröhlichem Tanz drehten; er sah alle möglichen Blumen, aber seine Rosen sah er nicht und auch nicht die andre. Plötzlich ging jedoch die Thür auf und Komtesse Mary trat ein. Sie trug die prächtige Rose im Haar und glich in ihrem reichen Kleide einer Königin. Ein Flüstern der Bewunderung ging durch die Reihen der Gäste, und jeder der Herren beeilte sich Mary eine Schmeichelei zu sagen. Neben ihr aber ging das junge Mädchen mit dem Kranz von Heckenrosen auf dem blonden Köpfchen, und der Epheu verzieh ihr fast die Beraubung, als er sah, wie reizend sie die Rosen kleideten. Sie hatte ebenfalls bald einen Kreis von Herren um sich, welche sich bemühten, in mehr oder minder geistreichen Worten ihre Bewunderung an den Tag zu legen.

Während nun die stolze Mary die ihr zu teil werdenden Schmeicheleien als etwas ganz Selbstverständliches hinnahm und nur mit einem gnädigen Kopfnicken ihren Dank ausdrückte, wies Irene — so hieß das liebliche Mädchen — dieselben als ihr nicht gehörend zurück.

Der Epheu, welcher allen Vorgängen im Saale mit Aufmerksamkeit folgte, sah jetzt die Flügelthüren weit öffnen und hörte, wie ein Diener mit lauter Stimme den Prinzen Waldemar meldete. Gleich darauf trat ein schöner junger Mann in reicher Kleidung, die Brust mit blitzenden Ordenssternen besät, in den Saal und der Epheu bemerkte, wie mit den beiden Schwestern plötzlich eine große Veränderung vorging. Mary schien jetzt gar nicht mehr auf das zu hören, was ihr die sie umringenden Herren sagten, und hatte nur noch Augen und Ohren für den Prinzen Waldemar, welcher auch, nachdem er den Herrn des Hauses begrüßt, sich sofort zu Mary gewendet und mit ihr ein Gespräch angeknüpft hatte. Der Prinz mußte Mary wohl sehr schöne Dinge sagen, denn ihre Augen strahlten triumphierend und eine dunkle Röte ergoß sich über ihr Antlitz.

Der Epheu sah bei dieser Betrachtung auch, wie Irene, als sich der Prinz zu Mary gewendet hatte, plötzlich sehr traurig geworden war und sich schnell der Thür eines Balkons genähert hatte, welcher vom Saal aus in den Park ging und in dessen nächster Nähe das Fenster sich befand, an welchem der Epheu seine Beobachtungen machte. — Irene trat auf den Balkon hinaus und der Epheu nahm jetzt wahr, wie sie sich auf die Steinbrüstung des Balkons lehnte und in heftiges Schluchzen ausbrach.

Dann sah der Epheu noch, wie der Prinz im Saale Mary etwas zu fragen schien, worauf diese mit den Achseln zuckte und der Prinz darauf unruhig wurde, sich plötzlich empfahl und suchend seine Augen umherschweifen ließ, bis sie auf der Balkonthür haften blieben, durch welche Irene verschwunden war. Der Prinz trat jetzt rasch auf diese Thür zu und trat auf den Balkon, auf welchem Irene unsagbar traurig in die Weite starrte.

Der Epheu, durch dies alles sehr neugierig geworden, bat jetzt den Nachtwind, er möge ihm zutragen, was die beiden auf dem Balkon mit einander sprechen würden und trug ihm dabei besonders auf, ja kein Wort auf dem ohnehin kurzen Wege zu verlieren.

Der Nachtwind aber befolgte diesen Auftrag pünktlich und der Epheu sah und hörte so alles, was auf dem Balkon vorging.

Der Prinz näherte sich Irene und sagte: „Warum so einsam, schöne Elfe? Ich habe Sie vergebens im Saal gesucht und wenn mich mein guter Geist nicht hinter diese Thür geführt, so hätte ich, wer weiß, wie lange noch, auf das Glück warten müssen, Sie zu sehen."

Irene hatte sich bei diesen Worten rasch umgewendet und als der Prinz den schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge und Spuren von Thränen in ihren Augen bemerkte, faßte er ungestüm ihre Hand und rief:

„Irene! Sie haben geweint! Was fehlt Ihnen? Auf Flügeln der Liebe eilte ich hierher, glücklich, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen und finde Sie einsam und in Thränen? Sie antworten nicht? O, sprechen Sie, habe ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht?"

Ueber Irenes Züge war es bei den Worten des Prinzen wie ein Sonnenstrahl gehuscht, der jede Spur von Trauer verscheuchte und dem Prinzen ihre erst rasch entzogene Hand reichend, sagte sie:

„Darf ich Ihren Worten trauen, mein Prinz?"

„Immer und zu allen Zeiten!" rief der Prinz feurig, und indem er Irenes Hand an seine Lippen preßte, ließ er sich auf ein Knie nieder und sagte:

„Irene — Du vom Himmel herabgestiegener Engel, ich frage Dich — willst Du mir folgen durchs Leben als die Königin meines Herzens, als meine Gattin?"

Die holde Jungfrau sank thränenüberströmten Antlitzes an seine Brust und bebend vor Wonne und Glück hielt Prinz Waldemar sie umfangen.

Dies alles hatte der gefällige Nachtwind dem Epheu erzählt und dieser blickte jetzt wieder angelegentlich in den Saal und harrte der weiteren Dinge, die da kommen sollten.

Diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Prinz Waldemar, am Arm Irene führend, erschien glückstrahlend im Saal. Beide eilten auf den würdigen Herrn des Hauses zu, welcher, als er die ersten Worte der Liebenden vernommen, sie in freudiger Rührung in seine Arme schloß, und dann, als sich die Gäste zu der am Ende des Saales aufgestellten Tafel begeben hatten, den Versammelten mit lauter Stimme die Verlobung seiner Tochter mit dem Prinzen Waldemar verkündete. Jeder der Gäste beeilte sich natürlich, das Brautpaar zu beglückwünschen. Auch Mary, die Schwester, bleich wie ein Steinbild, näherte sich ebenfalls dem Paare, einige Worte stammelnd und verschwand gleich in dem Garten, ihre heiße Stirn in der frischen Nachtluft zu kühlen. Sie eilte in den entlegensten Teil des Gartens und gab sich ganz den Gefühlen hin, welche ihre Brust durchtobten.

Verschmäht! — —

Tödlich getroffen in ihren Erwartungen, in ihrem Ehrgeiz fühlte sie sich. Ihre stille, zarte Schwester, die schwärmerische Idealistin, hatte ihr, der stolzen Schönheit, den Rang abgelaufen — und jetzt, was würde sein? — Sie hatte Klingen gegenüber im Gefühl ihres vermeintlich sicheren Triumphes ein unvorsichtiges Wort fallen lassen — würde es dem Verschmähten zu verdenken sein, wenn

er sich rächte — wenn er denen drinnen im Saal sagen würde, warum sie sich so schnell entfernt. — Wie sie dann lächeln, mit welch' hämischen Blicken sie empfangen würden — nein, das kann sie nicht ertragen, lieber sterben.

Sterben? —

Wie das Wort schaurig klingt, und doch wieder so süß — beruhigend — einschläfernd — und die Bank auf welcher sie saß, stand am Rande des Schloßteiches und dieser lag so still, so ruhig, nur leicht bewegt von dem leisen Hauch des Nachtwindes. Ach, und wie diese Ruhe doch einen so sonderbaren Klang hatte, eine Melodie, wie Nixengesang und Sirenenlied. Da würde sich's unten gut ruhen — und sie müßte die Blicke nicht erdulden, sie brauchte nicht Zeuge sein von dem Glück Irenes und ihrer eigenen Schmach. Wie sie sich schon gesehen hatte, Gnade spendend, auf dem Fürstenthron, mit dem gleißenden Diadem geschmückt. Aber das war jetzt zerstoben — ein Nichts! — — —

Mit einem wilden Schrei fuhr Mary empor und sprang, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, in die mondbeglänzte Flut. Doch, sie sollte nicht sterben. Aus dem Dickicht stürzte eine Gestalt und sprang ihr nach in den Teich, die schon Sinkende noch zur rechten Zeit erfassend. Mit kräftigen Armen schwamm Kurt — denn dieser war der Retter — ans Ufer und eilte auf Umwegen, um nicht gesehen zu werden, mit Mary nach dem Schloß.

Dort rief er Marys Zofe, befahl ihr Stillschweigen über das Geschehene, wobei er ihr mitteilte, Mary sei ausgeglitten und in den Teich gestürzt; doch befahl er ihr, nichts davon zu erzählen, um den Vater Marys nicht zu ängstigen. Auch er eilte jetzt, sich umzukleiden und kam dann zurück, sich nach Marys Befinden zu erkundigen. Diese hatte das Bewußtsein wieder erlangt und als Kurt eintrat, lag sie bereits auf einem Divan und barg das schamerglühende Antlitz in beiden Händen. Er ließ sich neben ihr nieder und lange, lange blieb er da. Was sie mit einander gesprochen das wußte selbst der Epheu nicht und er konnte es auch nicht wissen, da er in Marys Zimmer nicht hineinsehen konnte. — — — — — — — — —

Auf dem Weiher aber schwamm, bestrahlt vom bleichen Mond, eine Blumenleiche. Es war Marys Rose.

* * *

Wieder war es Frühling geworden, wieder herrschte Jubel im Schloß. Es galt eine Doppelvermählung. Die Bräute sahen gar lieblich aus mit den Kränzen von Heckenrosen, welche sie beide schmückten.

Der Strauch war mit Blumen übersät, er hatte dieses Jahr doppelt geblüht.

Eine Begegnung.

Skizze von Ada Röhrig.

Eines Abends, als Lord Exwellsey in seinen Sälen die glänzendste Gesellschaft Londons sah, bat er seine Gäste plötzlich, sich in die Zimmer zurückzuziehen, die an seinen Concertsaal stießen.

Er ließ alle Thüren, welche auf den Saal gingen, fest schließen — die Eingangsthür ausgenommen — bat alle seine Gäste das strengste Stillschweigen zu beobachten und wachte darüber, daß man seiner Bitte nachkam; eine Vorsicht, fügt die Quelle, aus der wir diese Erzählung schöpfen, hinzu, welche nicht gerade überflüssig sein mochte, denn es war ein Kranz junger und schöner Ladys nebst Müttern und Tanten bei Lord Exwellsey versammelt.

Eine Viertelstunde, nachdem alle diese Maßregeln getroffen waren, trat ein Mann in den Saal, welcher, sehr erstaunt, denselben leer und kaum erleuchtet zu finden, annimmt, er sei zu früh gekommen und im Zimmer auf- und abgeht.

Nach Verlauf von vielleicht zehn Minuten tritt ein andrer Unbekannter in den Saal und scheint nicht weniger überrascht, als der erste, sich nicht in zahlreicherer Gesellschaft zu befinden. Nachdem die beiden Männer sich stillschweigend begrüßt haben, geht auch der neue Ankömmling, gleich dem andern, schweigend im Saal umher.

Einer von den beiden indes, welchen das Umherwandern zu langweilen anfängt, setzt sich vor ein Pianoforte und beginnt zu präludieren; bald aber gewinnen seine Gedanken bestimmtere, ausdrucksvollere Gestaltung und überraschen den Zuhörer, welcher plötzlich stehen bleibt. Er befindet sich gerade nahe bei einem Piano, welches dem andern gegenübersteht; alsbald läßt er sich davor nieder und die musikalischen Gedanken, welche er hört, auffassend, geht er auf sie ein, beherrscht und verschönert sie und macht sie so ganz zu der seinigen, daß der, welcher sie geschaffen hat, aus Laune oder Mißmut sie verläßt und eine andre Phantasie beginnt.

Sein Gegenüber folgt ihm alsbald; der eine spielt immer Schöneres und Tieferes, der andre folgt ihm immer ohne Anstrengung, nach Variationen auf die schwierigsten Themata spielend; sie werfen sich gegenseitig die kühnsten und glänzendsten Ideen zu, als ob sie Perlen und Diamanten säten.

Endlich bricht der eine die Phantasie rasch ab und zu dem andern so außerordentlichen Improvisator sich wendend, ruft er entzückt: „Sie sind Clementi!" „Und Sie," entgegnete alsbald der andre, „sind Mozart!"

Muzio Clementi und Wolfgang Amadeus Mozart kannten und schätzten sich gegenseitig aus ihren Werken, aber sie hatten einander noch niemals gesehen. Sie umarmten sich; da öffneten sich plötzlich sämtliche Thüren und die beiden Künstler sahen die ganze stolze Aristokratie um sich versammelt, welche Zeuge ihrer so würdigen ersten Unterhaltung gewesen war.

Gefunden.

Jüngst fand einen Handschuh ein Vagabund
Im Dorfe — hinter den Planken,
Und wie er besah seinen schäbigen Fund,
Da kamen ihm diese Gedanken:

„Ja! Ja! — Die ird'sche Vergänglichkeit! —
Du hast dich auch zu beklagen! —
Dich hat gewiß noch vor kurzer Zeit
Ein Fürst oder Graf getragen. —

Doch fürder prangst du — füg' dich nur drein! —
An meiner schwieligen Rechten!
Du sollst mein schützender „Fechthandschuh" sein!"
Sprach's, wendete sich und — ging fechten.



Jules Ferry (Seite 49.) Der am 17. März dieses Jahres zu Paris erfolgte Tod des wenige Wochen vorher zum Präsidenten des französischen Senats erwählten Mannes erregte in der ganzen Welt das größte Aufsehen und es ist dieses erklärlich, wenn man die Vergangenheit Ferrys überdenkt. Jules Ferry war am 5. April 1832 zu St. Dir (Vogesen) geboren, somit 61 Jahre alt. Er schlug zuerst die juristische Laufbahn ein und wurde 1851 Advokat beim Barreau von Paris. Im Jahre 1865 trat er in die Redaktion des „Temps“ ein und veröffentlichte mehrere durch Schärfe und Freimut ausgezeichnete Artikel gegen die schlechte Municipal-Verwaltung von Paris; 1869 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er hier zu den heftigsten Rednern der Opposition. Am 4. September 1870 wurde er Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung, am 6. September Präfekt des Seinedepartements. Im Februar 1871 wurde er in die Nationalversammlung gewählt und nach Unterdrückung des Kommuneaufstandes von Thiers zum Seinepräfekten ernannt; doch trat er schon nach 10 Tagen von diesem Posten zurück. Seit 1876 gehörte er in der Deputiertenkammer zu den Führern der republikanischen Linken und übernahm am 4. Februar 1879 in dem von Waddington gebildeten Ministerium das Unterrichts-Portefeuille. Seine wichtigste Leistung war die Durchführung der Unterrichtsgesetze, die ihm die unversöhnliche Feindschaft der Klerikalen eintrug. Als Freycinet seine Entlassung nahm, trat Ferry am 24. September 1880 an die Spitze des Kabinetts. Im November 1881 verzichtete er auf seinen Posten als Ministerpräsident zu Gunsten Gambettas, übernahm im Kabinett Freycinets am 30. Januar 1882 wieder das Portefeuille des Unterrichts und bildete am 21. Februar 1883 ein neues opportunistisches Ministerium, in dem er zunächst den Unterricht, dann das Auswärtige übernahm. Während Ferry bemüht war, ein freundlicheres Verhältnis zu Deutschland herzustellen, wendete er die ganze Kraft Frankreichs nach Hinterindien, zur Unterwerfung Anams und zur Erwerbung Tonkins. Er begann sogar 1884 einen Krieg gegen China. Schon hatte er einen im ganzen günstigen Frieden mit China eingeleitet, als er infolge eines Mißgeschicks der französischen Truppen in Tonkin durch die plötzlich aufwallende Entrüstung der öffentlichen Meinung in der Kammer am 30. März 1885 gestürzt wurde. Seitdem blieb der „Tonkinois“ der Zielpunkt der heftigsten Angriffe seitens der Radikalen aller Schattierungen und alle seine Versuche, auf der politischen Bühne wieder eine Rolle zu spielen, schlugen fehl, bis der Panamaskandal und die durch ihn hervorgerufene Sehnsucht nach ehrlichen Männern, Jules Ferry wieder an die Oberfläche brachten. Er hat seinen Triumph nicht lange überlebt.



Ein alter Kirchhof. Einer der ältesten und merkwürdigsten Kirchhöfe ist der zu Pisa in Italien. Er wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts angelegt, und im frommen Eifer holte man die Erde dazu aus Jerusalem in solcher Menge, daß sie 9 Fuß hoch über den Kies angehäuft werden konnte. Außerdem zeichnet sich dieser Friedhof durch 600 Familiengrüfte namhafter Häuser aus, welche längs der Seite hinlaufen und durch eine Menge Säulenhallen verdeckt sind, in welchen die ersten Werke der Kunst, die Freskomalereien des Cimabue, Orgagna, Laurati, Giotto, noch jetzt, so verwittert sie auch sind, darthun, zu welcher Höhe sich bald nachher die Malerei unter einem Raphael, Correggio, Buonarotti ꝛc. emporschwingen würde.

Kriegskunst der Tiere. Ein Reisender sah in einer öden Gegend von Nordamerika eine Herde zahmer Schweine, die sich in Gestalt eines Dreiecks aufgestellt hatten, so daß auf zwei Seiten die Köpfe der größten und am besten bewaffneten Tiere hervorragten, die dritte Seite und der mittlere Raum aber von den kleineren eingenommen wurde. An der Spitze dieses Dreiecks stand der Führer der Herde, der größte und mutigste von allen. Der Reisende entdeckte bald die Ursache dieser kriegerischen Stellung. Es war ein großer Wolf, welcher die Herde zu überfallen suchte, aber überall den Widerstand der schrecklichen Zähne fand, die im Begriff waren, ihn zu zerreißen. Nach einiger Zeit wurde der Wolf, durch einen Stoß in die Seite verwundet, zu Boden gestreckt, und die Herde zerstreute sich. — Aehnliches will man schon vor Alters in den Wäldern Italiens beobachtet haben.

Gut abgefertigt.



„Mein Fräulein, entschuldigen Sie, an was dachten Sie soeben?“
„An nichts!“
„So! — Und ich gab mich schon der frohen Hoffnung hin, Sie dachten an mich.“
„Nun, das that ich ja auch.“

Auflösung

des Zahlen-Kreuz-Rätsels in voriger Nummer:

			A	F	T			
			m	r	i			
			s	i	e			
A	m	s	t	e	r	d	a	m
F	r	i	e	d	r	i	c	h
T	i	e	r	r	e	i	c	h
			d	i	i			
			a	c	c			
			m	h	h			

Erklärung des Vexierbildes in voriger Nummer:

Man wende das Bild einmal nach links, dann zeigt sich unter dem rechten Arm des Geizhalses der Kopf eines Räubers, in sitzender Lage der übrige Körper desselben. Die Lehne des Sessels bildet seinen Arm, daran die Hand mit dem Revolver.

Interessante magnetische Beobachtung. Eine höchst interessante magnetische Beobachtung ist im verflossenen Sommer in Finnland gemacht worden, darüber hielt Generalmajor J. Stebnizki in einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg einen Vortrag. Bei dem letzten topographischen Unternehmen des Generals Bonsdorf nach Finnland machten nämlich die Generalstabsoffiziere in der Umgebung von Wyborg bei der Beobachtungsstelle „Nurmis“ eine höchst unerwartete Wahrnehmung an ihrem Kompaß: Die Magnetnadel machte plötzlich eine Abweichung von 180 Grad. Da in den bisher bekannten Punkten magnetischer Unregelmäßigkeiten die Abweichung höchstens 17 bis 20 Grad betrug, so mußte diese Erscheinung als außerordentlich betrachtet werden. Man stellte sofort Untersuchungen an und fand nun an dem betreffenden Orte zwei riesige Granitlager mit mächtigem Eisengehalt. General Stebnizki bezeichnete den entdeckten Punkt als einen der allermerkwürdigsten bezüglich der magnetischen Unregelmäßigkeiten in ganz Rußland.

Wie man fortgeht. Der Verfolgte giebt Fersengeld, der Entlarvte drückt sich, der Beschämte zieht ab, der Gekränkte nimmt höflich Abschied, der „vor den Kopf Gestoßene“ macht kehrt, der Hinausgewiesene empfiehlt sich, der Erkannte schleicht sich von dannen, der Schüler kneift aus, der ungeratene Sohn dampft ab, der Gefahrwitternde verzieht sich, macht sich unsichtbar, der Angeklagte entzieht sich, der Befriedigte geht ab, der Unbefriedigte kehrt ihm den Rücken, der Ungeduldige läßt ihn stehen, der Friedfertige dreht sich um, der Angegangene wendet sich ab, der Vernünftige geht seiner Wege, der Ungebetene macht sich dünn, der „eklig Angelaufene“ schiebt ab, die Eindringlinge räumen das Feld, der Strolch schlägt sich seitwärts in die Büsche, der Politiker flüchtet, der Soldat desertiert, der Feind flieht, die Frau läuft ihm davon, der Geschäftsmann macht sich auf die Strümpfe, der Agent macht die Thür von außen zu, der Sichaufopfernde geht dabei zum Teufel, der Sterbende schrummt ab, der Mieter rückt aus, der Hochstapler verduftet, der Dieb macht sich aus dem Staube, die Ladendiebin macht sich davon, der Bankerottmacher verschwindet, der Betrüger nimmt Reißaus, der Mörder sucht das Weite, der Sträfling entweicht, der Gefangene bricht aus, der Kassierer geht durch.

Wo Erfahrung mangelt. Bevor der Bau der ersten Eisenbahn in Deutschland, der am 7. Dezember 1835 eröffneten Linie Nürnberg-Fürth, vorgenommen wurde, ersuchte die bayrische Regierung u. a. auch das Obermedizinalkollegium um ein Gutachten über Schädlichkeit oder Unschädlichkeit des Betriebs für die Gesundheit. Dieses Gutachten, welches sich noch im Archiv der Nürnberg-Fürther Eisenbahn befindet, lautet dahin, daß der Fahrbetrieb mit Dampfwagen im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu untersagen sei. Die schnelle Bewegung erzeuge unfehlbar eine Gehirnkrankheit bei den Passagieren, welche eine besondere Art des delirium furiosum darstelle. Wollten die Fahrenden der Gefahr trotzen, so müsse der Staat wenigstens die Zuschauer schützen. Der bloße Anblick eines rasch dahinfahrenden Dampfwagens erzeuge genau dieselbe Gehirnkrankheit; es sei deshalb zu verlangen, daß der Bahnkörper zu beiden Seiten mit einem dichten, mindestens fünf Ellen hohen Bretterzaun umgeben werde u. s. w. Die bayrische Regierung hat seinerzeit wohlweislich davon Abstand genommen, dies Gutachten jenes Obermedizinalkollegiums zu befolgen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Krebsworträtsels: **Bart, Trab**; der zweisilbigen Scharade: **Hanswurst**; des Buchstabenrätsels: **Erfolge, Erbfolge**.

Redigiert von W. Herrmann, Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.